

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Neb., 27. Oktober 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 11.

## Um's tägliche Brot.

Ueber dem Feldweg, Aehren umsäumt,  
Ein Winten wie von goldnen Händen:  
„Wir spenden... spenden...  
In unsern Körnern auf schwankem  
Schaft  
Reist Euer Brod, ruht Eure Kraft.“  
Runde Wölchen am Himmelsgrund,  
Ein Glodenmund  
Spricht von fern sein Mittagsgebet.  
Auf blauem Berge die Mühle steht,  
Flügel langsam durch die Luft.  
Mohnblumen lachen, lebensroth,  
Wie Kinderwangen im Sonnenschein,  
Und über allem ein fatter Duft.

Da ragen Kreuze! Stein an Stein  
Drängt sich, Hügel an Hügel...  
der Tod.  
Seltsam: friedlich in einer Bucht  
Reifende Saaten, gemähete Frucht,  
Brod und Tod, verwandter Klang;  
Blumen um beide, den Weg entlang.  
Blumen! — Wäre der Weg zu er-  
tragen

Ohne ihr schmüdendes Roth und Blau,  
Ihren spiegelnden Thau? ...  
Und doch: manche müssen ihn wagen  
Und haben nicht Zeit die Bunten zu  
pflücken.  
„Schaffen“ und „enden“; es schlingt sie  
die Grust  
Und spürten doch auch den schmeicheln-  
den Duft,  
Und träumten doch auch von Blumen,  
die schmüden.

Josefa Mey.

## Heritage & Compagnie.

Von Frau Forster.

Er wusste nichts von ihnen, außer  
dass sie ihm ein Cirkular geschickt hat-  
ten. Es war wunderbar von einer  
Schreibmaschine ausgeführt und zeigte  
an, dass Heritage & Compagnie sich  
erbötig machten, alle Arten von Docu-  
menten und Manuscripten zum Preise  
von einem Schilling und zwei Pence  
für je tausend Wörter zum Abschreiben  
zu übernehmen, dass sie aber auch  
Abschreiber sammt Schreibmaschine  
für sieben Schilling täglich in's Haus  
schickten.  
Gut Derrid sah auf den ersten  
Blick, dass diese Preise niedriger wa-  
ren als anderswo, und wenn er sich  
auch sonst blutwenig darum kümmerte,  
ob er für irgend etwas sieben oder acht  
Schilling zu bezahlen hatte, so über-  
nahmen ihn manchmal doch Anwand-  
rungen von Sparsamkeit — wenn sie  
ihm nämlich nicht eintrouen. Auch  
hatte er die Karte seines Kollegen, in  
der er ihm seinen Abschreiber emp-  
pfehlte, verlegt und konnte trotz alles  
Suchens die Adresse nicht finden: nur  
das Cirkular von Heritage & Com-  
pagnie kam immer wieder zum Vor-  
schein.

Gewöhnlich schrieb er seine Manu-  
scripte selbst in's Reine, diesmal aber  
drängte die Zeit — in fünf Tagen  
sollte die erste Leseprobe seines Lust-  
spiels im Theater stattfinden. So ent-  
schloß er sich denn kurz und schrieb eine  
Postkarte an Heritage & Compagnie,  
sie möchten am folgenden Tage einen  
Abschreiber sammt Maschine in seine  
Wohnung schicken; er würde ihm ein  
Lustspiel in drei Akten diktieren.

Derrid's Wohnung hatte eine wun-  
dervolle Aussicht über die Themse, weit  
hinaus bis Westminster. Er war musi-  
kalisch, das Piano stand immer offen.  
Auf seinem Schreibtisch herrschte große  
Unordnung. Er hatte ihm in die Nähe  
des Fensters gerückt, um beim Auf-  
bleiben die reizende Aussicht auf den  
belebten Strom zu genießen; jetzt war  
er eifrig damit beschäftigt, die losen  
Blätter, auf die er sein Lustspiel ge-  
schrieben hatte, zu sortieren und zu  
paginieren.

„Es wird nicht anders gehen“, mur-  
melte er; „ich muß es diktieren. Du  
lieber Gott! Eine angenehme Aussicht,  
einem Schreiber mit wässrigen Augen  
— wahrscheinlich hat er auch einen  
Schwupfen — Herameter zu diktieren!“

Um zehn Uhr klopfte es an die  
Thür. Auf sein „Herin!“ wurde eine  
reizende Erscheinung sichtbar, eine  
höchst überraschende Erscheinung, deren  
Bedeutung Derrid nicht zu fassen  
vermochte. Was sollte aus ein hübs-  
ches junges Mädchen, das eine seltsam  
geformte Büchse trug, ein Mäd-  
chen, das er nie zuvor gesehen hatte, in  
seiner Wohnung. Sie war fast noch  
ein Kind und überaus hübsch mit ih-  
ren erschrockenen Augen, dem schönen  
Leint und dem kurzen, lodigen, dun-  
keln Haar.

Sie sagte „Mr. Derrid?“ in fragen-  
dem Tone.  
Er stand auf, während sie näher

lam. Aber die Last war so schwer,  
dass sie auf halbem Wege stehen bleiben  
und die Büchse auf einen Sessel  
stellen mußte.

„Gestatten Sie mir, mein Fräu-  
lein — was ist es denn?“  
„Die Schreibmaschine“, sagte das  
Mädchen.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß  
Sie von Heritage & Compagnie sind?  
Du lieber Gott, daran hält' ich nie  
gedacht. Aber wenn man es recht be-  
denkt, so ist das eigentlich eine ganz  
passende Beschäftigung für Damen.“

Er hielt inne und betrachtete sie mit  
drolligem Wohlwollen. Derrid war  
ein bäriger, kurz angebundener Mann,  
der erzenrische Dinge zu thun pflegte.  
Seine Feinde sagten, er sei ein wenig  
verriekt, aber selbst sein argster Feind  
hätte ihm nicht nachsagen können, daß  
er jemals unritterlich gegen eine Frau  
gewesen sei.

„Ich fürchte, Sie werden dieser Ar-  
beit doch nicht ganz gewachsen sein“,  
fügte er hinzu.

„Sie haben einen Herrn erwartet?“  
fragte das junge Mädchen erdöhlend.  
„Jedenfalls kein Kind“, antwortete  
Derrid. „Sie sehen ja aus, als gingen  
Sie noch in die Schule! Entschuldigen  
Sie schon, liebes Fräulein, aber wenn  
man ein Lustspiel abschreiben soll, das  
auf der Universität spielt, so erfordert  
das doch eine gewisse Kenntniß des  
modernen Universitätslebens...“

„Ich weiß natürlich nicht viel da-  
von“, sagte das junge Mädchen  
süßelnd, nicht ohne Würde, „aber ich  
bin nicht so jung, wie ich aussehe, und  
ich möchte die Abschrift doch versuchen;  
wenn sehr schwere Wörter vorkommen,  
werden Sie vielleicht so freundlich sein,  
sie mir zu buchstabieren. Ich kann näm-  
lich sehr schnell schreiben, so daß es  
keine Zeitverschwendung wäre, und ich  
bin überzeugt, Sie werden mit mir  
zufrieden sein.“

„Haben Sie das Cirkular geschrie-  
ben? Das ist freilich wunderbar...“  
„Gewiß habe ich's geschrieben, es ist  
ja schon niemand da. Aber glauben  
Sie nicht, daß wir anfangen sollten,  
Mr. Derrid?“

„Gewiß“, antwortete der junge  
Mann; „wo wollen Sie sich hinsehen?“  
„Hier, wenn Sie erlauben.“  
Sie legte Handschuhe, Hut und  
Mantel ab und breitete ihr Werkzeug  
aus — alles mit der größten Präzi-  
sion. Er hatte dabei Gelegenheit, ihre  
zierliche Figur, das glänzende lodige  
Haar zu betrachten. Nun, da die Röt-  
he der ersten Erregung verschwunden war,  
sah er erst, wie blaß sie eigentlich war,  
welche tiefe Rinne sie um die Augen  
hatte, die dadurch noch größer erschie-  
nen.

Sein Herz schmolz. Er liebte Kin-  
der.

„Sie sieht aus, als hätte sie nicht ge-  
nug zu essen“, dachte er; „das arme  
Kind!“

Und mit einemmal entfuhr es ihm:  
„Sie sehen so müde aus, Fräulein,  
wahrscheinlich haben Sie sehr zeitlich  
aufgehört — erlauben Sie mir, Ihnen  
ein Glas Wein anzubieten?“

Das junge Mädchen erröthete wie-  
der und antwortete: „Nein, danke, ich  
bin nicht müde und trinke niemals  
Wein. Ich bin bereit.“

Sie sah ein bißchen erschrocken aus,  
und Derrid, der es bemerkte, wurde  
sogar sanft und ehrerbietig. Er nahm  
die betledigten Blätter auf, machte eini-  
ge Schritte durch's Zimmer und be-  
gann zu diktieren — klid, klid, folgte  
sie ihm; so ging es einige Zeit; sie  
ängstlich, er bemüht, sie nicht zu ver-  
wirren und zu überhasten. Beide wa-  
ren vertieft. Es war ein ausgezeich-  
netes Lustspiel, voll Humor und reich  
an Pointen, und Derrid las vorzüg-  
lich. Das junge Mädchen sprubelte  
manchmal über dort Vergnügen.  
Manchmal, bei einem schwierigen  
Wort, blickte sie auf.

„Entschuldigen Sie, bitte — was?“

„Myrmidonen, Myr—mi—do—  
nen.“

„Ach, wie leid mir das thut — ich  
wollte Marmelade schreiben.“

Derrid beugte sich über ihre Schul-  
ter, und dann lachten sie beide.

Da meldete Derrid's Diener, daß  
der Lunch bereit sei.

„Schauen Sie her, liebes Fräu-  
lein“, sagte Derrid, „wir dürfen keine  
Zeit verlieren, und da wir doch nur  
zusammen arbeiten können und ich  
hungrig bin und Sie es auch sein  
sollten — es fällt mir ein wenig  
schwer, Sie wieder zu bitten, da Sie  
mir schon einmal einen Korb gegeben  
haben, aber wollen Sie nicht mit mir  
den Lunch nehmen, damit wir gleich  
nachher wieder fortgehen können? Bitte,  
kommen Sie doch!“  
Sie stand bereitwillig auf, sie hatte

offenbar ihre Scheu überwunden.  
Derrid war überaus jubelnd und  
liebend, legte ihr vor und plauderte  
mit ihr, als wenn sie eine  
junge Dame seiner Bekanntschaft ge-  
wesen wäre. Und als sie langsam  
aufbrachte, zeigte sie, daß sie eine  
Dame war. Als sie gepeist hatten,  
fragte er sie: „Nun, was halten Sie  
von meinem Lustspiel?“

„Es ist reizend“, antwortete sie;  
„wenn Sie lesen, glaubt man fast im  
Theater zu sein. Ach wie gern würde  
ich es auf der Bühne sehen!“

„Nichts leichter als das. Ich schide  
Ihnen ein Billet zur Premiere...“  
„O, ich dachte nicht im entferntes-  
ten...“

Aber Derrid zog sein Notizbuch  
heraus und machte sich eine Notiz.

Nun möchte ich aber Näheres über  
Heritage & Compagnie erfahren“,  
sagte er; „wie heißen Sie denn? Sind  
Sie wohl eine der dort beschäftigten  
Schreibinnen?“

„Nein... das heißt... in bin  
... Heritage.“

„Heritage?“

„Und wer ist Compagnie?“

„Auch ich.“

Derrid brach in ein helles Lachen  
aus und blickte sie mit einem eigen-  
thümlich weichen Ausdruck seiner Augen  
an.

„Auch Sie! Sie allein repräsentieren  
also die impotant klingende Fir-  
ma „Heritage & Compagnie“? Erläutern  
Sie mir das Räthsel.“

„D, das ist sehr einfach, aber bitte,  
lachen Sie nicht. Meine Mutter ist  
leidend und an's Bett gefesselt, und  
wir wären Hungers gestorben, wenn  
ich nicht...“

„Ah, rief Derrid aus, dem der  
Athem stockte; „haben Sie keinen Va-  
ter, Kind?“

„Nein. Er... er nahm sich das  
Leben, als die Bank zu Grunde ging.  
Ich war damals siebzehn Jahr alt  
und hatte nicht gar viel gelernt...  
Ach hatte nämlich bis dahin eine Cou-  
bernante gehabt. Und darum fallen  
mir die langen Wörter auch etwas  
schwer. Aber des Abends lerne ich  
fleißig... ich lerne das Konversa-  
tionslexikon auswendig.“

Wieder lachte Derrid hell auf.

„Und gehen Sie täglich mit der  
Schreibmaschine fort und schreiben  
nach Diktat?“

„Nein, das thue ich heute zum er-  
sten Male; es war auch Mutter sehr  
unangenehm.“

„Warum?“

„Sie saß, ich sei zu jung, und ein  
dramatischer Autor keine Gesellschaft  
für ein junges Mädchen.“

„Am Grunde annehmen hat Ihre  
Mutter ganz recht.“

„Aber ich konnte doch ein so gutes  
Angebot nicht auslassen, bei Adressen  
und Cirkularen verdient man nicht  
viel, bei Manuscripten mehr. Und ich  
dachte mir, wenn Sie zufrieden sind,  
könnten Sie ein gutes Wort für mich  
einsetzen, das man mir vielleicht den  
Auftrag ertheilt, die Rollen abzu-  
schreiben.“

„Gewiß, wenn ich den geringsten  
Einfluß habe, sollen Sie den Auftrag  
bekommen, Sie tapfere kleine Com-  
pagnie.“

Er stand auf und schritt im Zim-  
mer auf und ab.

„Fahren Sie fort, Kind, sagen Sie  
mir alles. Ich bin fast alt genug, um  
Ihr Vater zu sein. Und Ihrer Mut-  
ter können Sie ausrichten, daß sie  
keine Angst haben soll; ich hatte ein-  
mal eine Schneeflocke und werde mich  
Ihrer annehmen.“

„Er sah ihr mit seinen ehrlichen,  
grauen Augen tief in die ihren; ihre  
Wilde trafen sich und schienen mitein-  
ander zu verschmelzen. Sie senkte die  
Augen. Einen Moment herrschte tiefe  
Stille.“

„Da fragte Ruth: „Glauben Sie  
nicht, daß wir fortfahren sollten?“

„Ich denke nicht daran, mir heute  
mein Gehirn noch länger anzustren-  
gen“, versetzte er ruhig, „jedemfalls  
nicht in den nächsten zwei Stunden.“

Die Zeit verging, und als es fünf  
Uhr schlug, fuhr Miß Heritage mit  
einem kleinen Schreckensruf empor.  
Er lachte.

„Für heute ist die Schule aus“,  
sagte er; „gehen Sie jetzt nach Hause  
und machen Sie Ihrer Mutter den  
Thee und erzählen Sie ihr, daß ich  
kein Menschenfresser bin.“

Sein Herz war weich geworden,  
und er hatte sich vorgenommen, in die  
düstere Existenz der beiden Frauen ein-  
nen Schimmer von Freude zu brin-  
gen. Die Treibhäuser seiner Schwä-  
gerin waren voll wunderbarer Orchi-  
deen, in ihrem Garten blühten die  
herrlichsten Rosen; aus Yorksire er-  
wartete er gerade eine Sendung Reb-

huhner — was war natürlicher, als  
daß „Compagnie“ sich etwas von die-  
sen Schätzen mitnahm, um ihre kranke  
Mutter zu erfreuen?

„Compagnie! Sie sind doch nicht  
böse, Kind, wenn ich Sie „Compagnie“  
nenne?“

„Gewiß nicht, Mr. Derrid! Wie  
sollte ich auch, nachdem Sie gegen  
mich und Mutter so gut gewesen sind!“

„Wissen Sie, daß Sie mich sehr  
viel gelehrt haben, Sie liebe, kleine  
Compagnie? Und“, fügte er lachend  
hinzu, „halten Sie mich nicht für teufel,  
aber ich habe zuweilen den verrückten  
Wunsch, mit meiner Hand durch Ihr  
lodiges Haar zu fahren, um zu sehen,  
ob es nicht Funken sprüht. Nein,  
nein“, sagte er, als sie ihn erschrocken  
ansah und erröthete, „ich habe nicht  
die geringste Absicht, so unehrlich  
zu sein.“

„Danke“, erwiderte Compagnie ein-  
fach.

„Zawohl, Sie haben mich sehr viel  
gelehrt“, fuhr er fort. „In den vier  
Tagen, in denen wir zusammen gear-  
beitet haben, haben Sie mich gelehrt,  
wie leer und werthlos das Leben eines  
Mannes sein kann, welchen guten  
Einfluß eine reine, treue, gute Frau  
auf einen solchen Mann ausüben  
kann. Sie haben mich gelehrt, wofür  
man leben soll — für etwas, was  
mehr ist als alles Vergnügen, ja, so-  
gar mehr als Kunst.“

Ruth schwieg.

„Und soll ich Ihnen dieses Etwas  
nennen, das größer ist als die Kunst?“

„Ja, bitte“, antwortete sie leise.

„Es ist die Liebe, kleine Com-  
pagnie. Als Sie in Ihrer rührenden  
Hilfslosigkeit und doch wieder in Ihrer  
Kraft und Selbstständigkeit vor mir  
standen, da ging mein Leben ein  
neues Licht auf, und ich wusste, was  
es war, noch bevor wir sechs Worte  
miteinander gesprochen hatten. Ja-  
wohl, ich wusste, ich fühlte es. Und  
kurz und gut, Ruth, du bist mir von  
Gott gesendet — willst du für alle  
Zeiten meine Lehrerin sein?“

„Ich weiß gar nicht, ob ich Sie  
anhören darf“, antwortete sie etwas  
verstimmt, „was wird auch Mutter sa-  
gen?“

„Deine Mutter, wenn sie so ist, wie  
du mir sie geschildert hast — und ich  
zweifle nicht daran — wird sagen:  
„Mein Kind, folge der Stimme deines  
Herzens.“ Ist das so schwer, liebe  
Ruth?“

„Nein, aber wir kennen uns doch  
erst vier Tage!“

„Mein Herz hat längst entschieden“,  
fuhr er fort; „ich kann dir ganz genau  
die Stunde, die Minute sagen. Es  
war am ersten Tage, und es schlug  
gerade halb drei — denn ich schaute  
eben auf die Uhr —, als eine gewisse  
Dame auf meine Frage beschrie-  
den geantwortet hatte, sie sei Heritage,  
und sie sei auch Compagnie, da kam  
es mir in den Sinn, daß in der Firma  
„Derrid & Compagnie“ auch ich der  
einzige Repräsentant sei, und da that  
ich einen Schwur, daß es nicht an mir  
liegen sollte, wenn in Zukunft „Com-  
pagnie“ auch nur ich allein bedeuten  
sollte. Wir sind beide einsam gewesen,  
Ruth, willst du dich mir vertrauen,  
Schach?“

„Ich hab' Ihnen vom ersten Augen-  
blick an vertraut“, antwortete sie  
leise.

„Willst du das deiner Mutter sa-  
gen, aber jetzt, gleich, sofort? Willst  
du mich zu ihr mitnehmen?“

„Aber die Arbeitszeit ist doch noch  
nicht zu Ende, und das Lustspiel muß  
morgen im Theater sein, und die letzte  
Scene aus dem dritten Akt muß doch  
noch geschrieben werden! Nachher wol-  
len wir meinetwegen ein neues Stück  
beginnen...“

„Und darin werden nur zwei han-  
delnde Personen vorkommen, du und  
ich!“ jubelte er, zog sie an sein Herz  
und küßte sie.

## Der kleine Tyrann.

Willst mir unartig und hat sich ein  
paar Ohrfeigen zugezogen. Nachdem  
er eine halbe Stunde lang ununter-  
brochen geschrien hat, schweigt er.

„Nun, hörst Du endlich auf zu  
brüllen?“ fragt die Mutter.

„Nein, ich ruh' mich nur aus!“

## Einfall.

Viele Börsenspekulanten spulierten  
weniger an der Börse, als auf die  
Börse.

## Auch etwas.

Bekannter: „Hast Du gestern gear-  
beitet?“

Antwörter: „Natürlich, ich habe ein-  
nen Tag im Kalender angestrichen!“

## Das Fallen der Blätter.

Manch einer unter den Menschen  
baut an einem Orte sein Nest auf und  
bricht es nach beendeter Arbeit wieder  
ab. Nicht nur die Artisten thun so.  
Die Goldsucher im fernen Westen, die  
bald hier, bald dort ihr Lager auf-  
schlagen, die Ingenieure, die Brücken  
bauen und eiserne Schienen legen  
weit in die Wildniß hinaus, sie  
handeln nicht anders. Wo ein Ar-  
beitsfeld ihnen winkt, da lassen sie sich  
häuslich nieder und walten ihres Am-  
tes. Doch wenn die Arbeit geleistet  
wurde, dann werden die Zelte wieder  
abgebrochen. Alles, was nützlich und  
brauchbar ist, wird mitgenommen, und  
was zurückbleibt, ist werthloser Abfall,  
verdorbenen Handwerkszeug, das nicht  
der Reparatur und des Transportes  
verloht.

Nicht anders wandert die Pflanze.  
Nur daß sie, der die Bewegungsorgane  
mangelt, und die slavisch an die  
Scholle gefesselt ist, ihres Weges dahin-  
zieht, nicht im Raume, sondern in der  
Zeit, — das bleibt der ganze Unter-  
schied, der nicht so groß ist, als es den  
Anschein hat. In einem Beispiel möge  
es klar werden.

Im Frühjahr treibt der Apfelbaum  
seine Blätter u. Blüthen, Tausende von  
Blüthen, Hunderttausende von Blät-  
tern. Und jedes grüne Blatt ist eine  
Fabrik, in der Kohlenäure und Was-  
ser zusammen verbunden werden, und  
jedes Blüthenblatt ist ein Schaufenster,  
das die herumflanzierenden Käfer und  
Schmetterlinge anlocken soll, damit sie  
hineinfrägen ins Innere der Blüthe  
und die Herrlichkeiten genießen, die ih-  
nen diese bereit hält. Wenn die Leder-  
mäuler vom Honig genascht haben und  
mit dem goldgelben Blüthenstaub be-  
laden sich wieder auf den Weg machen,  
um in den wunderbaren Mysterien der  
Schöpfung und Zeugung — unbewußt  
ihrer selbst — der großen Aufgabe ge-  
recht zu werden, die ihnen zuertheilt  
ward, dann hat die Blüthe ihre Bestim-  
mung erfüllt und kann „sterben“. Fast  
im Sommer, in der Zeit, da das Leben  
am intensivsten pulsiert, welken die  
meisten Blüthen, die Blumen der Bäu-  
me. Doch kurzzeitig ist das Geschlecht  
der Menschen. Warum fällt es nie-  
manden ein, im Sommer vom großen  
Sterben in der Natur zu reden, son-  
dern erst im Herbst, wenn die kleinen  
Weizenblumen verschwunden, wenn die  
Blätter fallen? — Denn auch  
der Laubfall der Bäume hat mit dem  
Sterben nichts gemein.

Die kleinen grünen Fabriken, in de-  
nen aus den einfachsten Stoffen so  
wunderbare Dinge zusammengebaut  
werden, daß alle Chemiker der Welt  
nicht imstande sind, der Pflanze das  
Kunststück nachzumachen, die kleinen  
grünen Fabriken bedinglichen der Sonne  
und der treibenden Kraft. Und wenn  
die Zeit der Sonnenstrahlen kürzer  
und kürzer geworden und ihre Kraft  
nicht mehr ausreicht, den geheimniß-  
vollen Mechanismus in den Blattfabri-  
ken in Gang zu bringen, dann stellt die  
Pflanze den Betrieb ein. Sie räumt  
aus den Werkstätten alles aus, was  
noch irgendwie verwertht werden kann,  
und überläßt die leeren, wertlosen Ge-  
häuse ihrem Schicksal.

Erst wenn alles, was noch irgendwie  
verwerthet werden kann, aus dem Blatt  
herausgezogen worden ist, dann gibt es  
die Pflanze preis. Aber auch dann hat  
sie noch ihre Arbeit mit ihm, um es los  
zu werden. Denn das Blatt, dessen  
Spiel im Frühjahr und Sommer so  
fest am Zweige saß, daß selbst ein kräf-  
tiger Sturm es nicht herabreißen konn-  
te, das selbe Blatt schiebt sich mit ein-  
mal so leise, um eine Beute des Win-  
des zu werden, der nur ein wenig dar-  
auf bläst. Die Pflanze muß Tren-  
nungsgewebe herstellen, dünne, lodere  
Gewebe, die leicht reißen. Die schiebt  
sie zwischen den Blattstiel und den  
Zweig, um das Blatt zu entfernen.  
Jetzt kann der Wind kommen. Zu  
hundertten pflückt er die welken Blät-  
ter vom Stamm und treibt sie im lu-  
stigen Spiel vor sich her.

Doch wenn auch die welken Blätter,  
die der Wind im Herbst von den Bäu-  
men holt, nur werthloselberreste sind  
und mit den kraftstrophenden grünen  
Blättern kaum mehr als den Namen  
gemein haben, so müssen ihre Struk-  
turen im Frühjahr doch von der Pflanze  
wiederum neu geschaffen werden.  
Das aber bleibt wunderbarlich. Denn,  
männlich auch der Baum Kraft genug be-  
sitzt, und sich den Luxus leisten kann,  
in jedem Frühjahr aufs neue die grü-  
nen Fabriken mit billigem Fachwerk  
aufzubauen, das im Herbst wieder nie-  
dergerissen wird, so bleibt doch Gebau-  
ten noch immerhin eine Verschwen-  
dung.

Aber die Natur muß, so schwer es  
ihr auch antommt, so sehr jede Ver-

geudung ihren Prinzipien zuwider-  
läuft, hier einmal zur Verschwen-  
dungen werden. Das Wasser ist schuld daran,  
und der Schnee. Langsam, doch stetig  
fließt ein Strom Wassers während der  
Vegetationsperiode, vom Frühjahr bis  
Herbst, durch den Stamm. Die Wur-  
zeln nehmen mit ihren feinen Spitzen,  
den Wurzelenden, das Wasser aus der  
Erde auf und mit ihm die im Erdreich  
gelösten Salze, die neben der Kohlen-  
säure der Luft die Hauptnahrung der  
Pflanze bilden. Unaufhörlich fließt  
der Wasserstrom im Stamm aufwärts  
bis in die Blätter. Dort werden die  
Salze und das Wasser, soweit es nötig  
ist, verarbeitet, das überflüssige Wasser  
aber verdampft durch die Blätter in die  
Atmosphäre zurück. 30,000 Hektoliter  
(ein Hektoliter = 100 Quart) Was-  
ser verdampft ein mäßig großer Buch-  
enwald in einem Tage. Die Wur-  
zeln nehmen das Wasser aus der Erde  
auf, die Blätter geben es an die Atmo-  
sphäre zurück, aus der es als Regen  
wieder auf die Erde herabfällt. So  
geht es im Kreise, immer im Kreise.

Aber wenn der Frost in die Erde  
dringt und die kleinen garten und sehr  
empfindlichen Würzelchen ihre Thätig-  
keit einstellen müssen, was dann? Un-  
ermüdlich verdampfen auch dann noch  
die Blätter das Wasser, das in der  
Pflanze ist und, wenn ihnen die Wur-  
zeln nichts mehr zuführen, dann ent-  
ziehen sie es dem Stamm, so lange in  
dem noch etwas ist, so lange — bis er  
verdurftet. Darum müssen die Blätter  
fallen, wenn die Wurzeln ihre Thätig-  
keit einstellen.

Bei uns aber in den nördlichen Zonen  
kommt noch ein zweiter Umstand  
dazu, der es den Bäumen nahe legt, im  
Herbst ihre Blätter abzuwerfen, der  
Schnee. Die Nadelbäume, auf deren  
schmalen Blättern nur wenig Schnee  
lagert, deren Zweige vom Stamme  
abwärts stehen, so daß der Schnee an  
ihnen herunterfallen würde, sobald er  
sich in größeren Mengen ansammeln  
sollte, die können ihre Schneedecke schon  
aushalten. Aber mehr als hundertmal  
so viel Schnee hat auf den breiten Blät-  
tern, die an den aufwärts gerichteten  
Nesseln und Zweigen der Laubbäume  
stehen, Platz. Welcher Baum die Blät-  
ter fallen, wenn die Wurzeln ihre Thätig-  
keit einstellen.

Das niedere Gestrüpp und Strauch-  
werk ist besser daran. Das biegt sich,  
unter der Schneelast bis auf die Erde,  
und die Gärter, die den Rosenbaum  
umgeben im Herbst, ehe sie ihn mit  
Reißig bedecken, die machen ihnen das  
Kunststück nach. Doch die großen  
Bäume besitzen nicht solche Elastizität.  
Ihre Zweige müßten brechen unter dem  
Gewicht der Schneemassen, wenn sie  
ihre Blätter im Winter behielten. Nur  
wenige immergrüne Arten mit glatten  
Blättern, an denen nicht viel Schnee  
haften kann, behalten diese im Winter.  
Die anderen alle aber stoßen ihr Laub-  
werk ab, sobald der Winter naht, lieber  
etwas früher, als zu spät. Denn es ist  
für den Baum eine gefährliche Sache,  
noch belästigt zu stehen, wenn der  
Winter im Anzuge ist. Manch starker  
Ast schon fiel dem Neuschnee zum Op-  
fer.

Zust scheint es, als ob der Baum  
mit einem besonderen Abnungsvermö-  
gen ausgestattet sei, das ihm die kom-  
mendende Kälte bei Zeiten verräth, so daß  
er sich „einrichten“, das heißt Tren-  
nungsgewebe vorbereiten kann. Denn  
Pflanzen derselben Gattung verlieren  
ihre Laub nicht überall zur gleichen Zeit,  
sondern stets infolge des Laubfalls den Wäl-  
terungsverhältnissen ihres Standortes  
angepaßt. Wenn die Platanen in  
München längst entlaubt stehen, sind  
sie am Gardasee noch im rothgelben Ge-  
wande und prangen sie in Griechen-  
land noch im softigsten Grün.

So reißt sich der Laubfall im Herbst  
als ein gewichtiges Glied ein in den  
ewigen Kreislauf des Werdens, in dem  
sich eines ins andere fügt, klar und  
logisch und für uns Menschen so ver-  
ständlich. Denn wir haben es gelernt,  
den Ursachen der Erscheinungen nach-  
zuforschen und diese Ursachen selbst in  
ihrer Nothwendigkeit zu erfassen.  
Heinz Weltner.

## Vor Gericht.

„Ich kann es ewiglich befinden, daß  
der Kläger sich wie ein Kündich be-  
nommen hat!“  
„Das kann nur ein Schafstopf be-  
haupten.“

Richter: „Da die Personalien der  
Parteien festgestellt sind, erkläre ich  
die Verhandlung für eröffnet!“

## Ein kleiner Widerpruchsgott.

Erzieherin (beim Spaziergang):  
„Früh, wenn Du nicht gerade gehst,  
sag ich's dem Papa.“  
Frühchen (tugend): „Nun, geh'  
ich gerade trumm.“